



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Im Lazarett : 2. Ars moriendi

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Stilistik der heutigen, der lebendigen Sprache, auf sprachgeschichtlicher Grundlage und mit sprachkünstlerischen Absichten und Zielen!

Wenn es einmal dahin käme, dann würden so unzulängliche und unerfreuliche Bücher wie meine „Sprachdummheiten“ überflüssig werden. Darüber wird aber wohl noch einige Zeit vergehn, und so wünsche ich denn auch dieser dritten Auflage recht viel und recht verständige Benutzer.



Im Lazarett

2. Ars moriendi



ie leicht ist doch der Tod! Was uns von ihm trennt, sind nur eingebildete Hindernisse. Kein Gebirge, keine Mauer erhebt sich zwischen ihm und uns, es geht ganz eben in das große dunkle Tor hinein. Tränen können den Weg schwerer machen; wir wissen ja aber, wie bald sie trocknen, und wie groß die Erleichterung des Herzens ist, das sich ausgeweint hat. Die Hauptsache ist, daß wir einmal mit uns selbst einig geworden sind, dem Gang der Dinge ruhig zu folgen. Je mehr wir uns an den Tod gewöhnen, desto kleiner werden die Schranken der Ewigkeit. Wer den Tod nicht gesehen hat und eben deswegen den Tod fürchtet, dem ist das Jenseits mit einer ungeheuer großen Tür verschlossen, die über und über mit schweren schwarzen Platten verschlagen ist; sein Blick prallt erschrocken zurück. Wer den Tod oft gesehen hat und vertraut mit ihm geworden ist, für den gibt es höchstens noch einen blühenden Hag zwischen hier und dort; sein Blick schweift hinüber und nimmt dort noch schönere Dinge wahr als hier, und er muß sich halten, daß es ihn nicht mit Macht aus dem Leben hinauszieht. Es ist eine häßliche Sache, die Abneigung des gewöhnlichen Lebens auch schon gegen das Reden vom Tod, kurzfristig wie alle Feigheit; denn im Grunde wird das Leben nur um so schöner, je todbereiter es ist. Will man vielleicht nur nicht daran erinnert sein, daß der Vorhang jeden Augenblick heruntergehn könnte? Oder ist es eine schlaue Berechnung, die um keinen Preis das Leben entwertet sehen möchte, das doch für den Philister das Wertvollste von allem ist?

Ich freue mich nach diesen vielen Jahren noch, daß wir Rekonvaleszenten im Krankenhause der Barmherzigen Schwestern zu Nancy in der Behandlung der Todesfrage eine echte Philosophenschule waren. Fast alle, die da versammelt waren, hatten dem Tode oft ins Auge geschaut, hatten so viele sterben sehen, Sterbende lagen rings um uns jeden Tag. Wie hätten wir es ablehnen mögen, vom Tode zu sprechen? Außerdem waren auch echte Christen unter uns, die aus religiösen Gründen das feige Hasten am Leben nicht kannten, das bei mehr Menschen, als man glauben mag, Ursache und Folge des Fernbleibens von der Kirche ist. Dazu gehörte auch die blasse Schwester Eulalie, deren dunkle Augen tiefer und größer wurden, wenn von dem letzten Augenblick Sterbender die Rede war; sie hätte davon erzählen können, doch zog sie vor, an eine Bettkante gelehnt, still zuzuhören, das einzige mal des Tages, wo die immer Heitere ihr Werk unterbrach.

Gefreiter, was heißt denn das moribund, das die Ärzte auf die Täfelchen schreiben, die sie auf den Schlachtfeldern den Schwerverwundeten anhängen?

Das bedeutet zum Sterben bestimmt. Wenn ein Arzt einem so ein Täfelchen anhängt, lassen ihn die Krankenträger in der Regel liegen; der stirbt dann bald.

Angenehm, wenn einer das liest, den es betrifft.

Das wird wohl selten vorkommen.

Nun, ich habe es doch erlebt, daß wir in Gravelotte einen achten Jäger, einen rheinischen, aufheben wollten, der noch Lebenszeichen gab; der winkte mit seiner letzten Kraft ab und sagte leise: Danke, moribund.

Der ist also gern gestorben.

Ja, so schien es. In dieser Lage! Als unser Rückweg uns bei ihm vorbeiführte, lag er genau so, wie wir ihn verlassen hatten, muß innerlich verblutet gewesen sein; er sah nicht anders aus, wie ein blasser Kranker; als wir ihm die Augen zudrückten, schien er zu schlafen. Die Wunde hatte er im Genick.

Eigentlich keine schöne Wunde. Aber damals wirbelten die Kugeln nur so herum; in den Bäumen vor der Ferme Hubert, unter denen wir zuletzt lagen, wars manchmal nicht anders wie Vogelgezwitzcher. Da konnte einer auch im Genick verwundet werden. Schuß vom Rücken in den Magen ist auch nicht gut, und es gibt noch schlimmere.

Ganz richtig. Ich sage: je weiter herunter, desto schlimmer. Was sagt ihr zu einem Schuß in die Ferse, an dem ein Dragoner, Landsmann von mir, gestorben ist?

Ich habe aber vom Feldzug von 1866 erzählen hören, da ist ein Sergeant unsers Regiments an einer Zerquetschung einer einzigen Zehe gestorben. Und wie hatte er die abgekrigelt? Ein Fahrkanonier, dessen Handpferd stürzte, hatte ihm beim Abspringen mit solcher Gewalt darauf getreten, daß die Zehe nur noch ein Brei war; dann schwarzer Brand und Tod.

Das ist freilich Pech.

Sollte mich noch eine Kugel treffen, wenn ich wieder bei der Kompagnie bin, dann möchte ich sie gerade so von vorn haben wie die letzte: Kopf, Brust, Oberarm, das sind die Teile, wo eigentlich Wunden sitzen müssen, dann ist der Mensch richtig gezeichnet, alle andern kommen mir wie neben hinausgegangen vor.

Höre, Badischer, verfühndige dich nicht.

Kein Gedanke, ich meine eben auch, die Kugeln fliegen nicht so zufällig in der Luft herum, jede hat ihren gewiesenen Weg, wie alles im Leben.

Nun, das sind so Ideen.

Übrigens, fing jetzt ein Dreißiger von der Saar an, was ihr vorhin vom Sterben gesagt habt: es ist keine besondere Kunst, so gleichmütig zu sterben, wenn man nur ein gehöriges Quantum Blut verloren hat. Je weniger Blut, je weniger Lebensluft, sie verbraucht mit dem warmen Blut, wie es herausfließt. Indessen gibt es auch sonst, meine ich, noch manche, die willig sterben.

Ja, glücklicherweise gibt es sie immer. Es gibt welche, die gern in den Krieg gegangen sind, weil sie sich sonst ohnehin eine Kugel in den Kopf gejagt hätten; so können sie es nun ehrlicher haben. So mancher arme Kerl kriegt Briefe, die ihm die Lust verleiden, nach Hause zurückzukommen, ungetreuer Schatz, ruinierte Existenz und dergleichen.

Zimmerhin Ausnahmismenschen, meinte der Theolog. Jeder will leben, auch verstümmelt will er weiter leben, die Natur hat es so in den Menschen gelegt. Und doch: was ist unsicherer als Lust und Leben, und was kann gewisser sein als Not und Tod? Der Mensch sei auf das gefaßt, was ihm bestimmt ist, und vor allem der Soldat sei von denen, die ihr Leben nicht lieb haben bis in den Tod. Er soll bereit sein, es jeden Augenblick freudig hinzugeben. Das kann aus Pflichtgefühl geschehn, wie es uns gelehrt wird; es ist aber schöner, und es gelingt ihm vielleicht besser, wenn er seinem lebensfrohen Herzen zusprechen kann:

O Herz, o Herz, verzage nicht,
Aus Nacht, aus Nacht der Morgen bricht!

Das Sterben ist jedenfalls an und für sich nicht schwierig. Die meisten, die hier gestorben sind, sind wie in einer schönen Müdigkeit hinübergeschlafen. Müde

zum Sterben, müde bis in den Tod, was man so sagt, ist etwas ganz andres, als die Erschöpfung des Aufgeregten, Sorgenvollen, dem kein Schlaf mehr naht; diese hat den leeren Blick, das Trostlose und das Hoffnungslose in den Augen, die zwar eingefallen sind, aber immer noch leuchten. Die Augen des in den Tod hineindämmernden schauen oft groß und voll Ergebung aus friedvollem Gesicht, öfter sind sie verschleiert; ihr Blick trübt sich langsam, sie sehen nichts bestimmtes mehr, sind der Welt der sichtbaren Dinge schon abgewandt; vielleicht sieht die Seele schon innen mehr, oder es dämmernd ihr innerlich zum Tag hin, während auf die Augen der Schatten sinkt. So sterben die meisten todmüde, sie wollen nichts mehr von der Welt wissen, lange ehe der erste kühle Hauch des niederschwebenden Todes sie berührt hat. Bei Verwundeten habe ich Todesangst nur entstehen sehen, wenn das Blut keinen Ausweg hat; beim Ausfließen des Bluts kehrt Ruhe und Heiterkeit ein. So ruhig Sterbende sollte man nicht mit Fragen stören. Man sieht dann in dem verglasten Auge noch einen Willen, sich zu erinnern, festzuhalten; aber dieser Blick irrt ab, zerfließt ins Weite. „Laßt mich doch ruhig sterben!“ scheint er zu sagen.

Was hast du gedacht, Gefreiter, als du den Bahndamm hinunterrolltest?

Davon weiß ich nichts. Meine letzte Erinnerung war der Ton einer großen Glocke, an die jemand in meinem Kopfe schlug; das war der Riß im Trommelfell. Wenn ich nachdenke, verbindet sich dieser Ton mit dem grellen Licht des Gewehrs, das mir gerade ins Gesicht hineingeschossen wurde. Aber es ist möglich, daß ich mir das nur so hinzudenke. Dagegen ist mir ganz deutlich, daß mein erster Gedanke beim Aufwachen aus der Ohnmacht das Bedauern über den Schmerz meiner Mutter war. Merkwürdigerweise bedauerte ich gar nicht, daß ich sie nicht wieder sehen würde; und doch glaubte ich in diesem Augenblick mit einem Schritt im Jenseits zu stehen.

Das stimmt, sagte der bayrische Unteroffizier. Bei Nissingen erhielt mein Junker, der den Zug führte, einen matten Granatsplitter, der ihm aber immerhin noch einige Rippen eindrückte, und er erzählte, sein letzter Gedanke sei gewesen: Du wirst deine Eltern nicht mehr sehen! Und von einem, der fast ertrunken wäre, habe ich gehört, er habe sich zuletzt im Sarg liegen und seine Eltern davor betend knien sehen.

Man erzählt, daß manche Menschen sogar ihr ganzes Leben in den paar Sekunden haben vorüberziehen sehen, in denen sie von einem Berg stürzten oder am Ertrinken waren. Sie beschreiben es wie ein ungeheuer rasches und langes Defilieren der verschiedensten Eindrücke, bedeutender und unbedeutender, und wenn sie aus der Todesnot erwachen, hat die ganze Vorstellung nur Sekunden, höchstens eine Minute gedauert. Einige erzählen auch von dem Aufeinanderfolgen ganz bestimmter, voneinander gesonderter Bilder einzelner Szenen aus ihrem Leben. Ein württembergischer Unteroffizier war am Abend des 6. August bei Niederrönn von einer Kugel, er wußte nicht woher, in die Schulter getroffen worden; er glaubte sogar, es sei eine verirrte deutsche Kugel gewesen; sie ging durch. Er hätte sich verblutet, wenn er nicht zufällig vor der Nacht aufgehoben worden wäre. Wie er nun so dalag und nur noch das Rollen der den fliehenden Franzosen nachsehenden Geschütze, das Pferdegetrappel und den Eilmarsch der Kolonnen hörte, aber nicht wie vom Boden, sondern als aus der Luft kommend, fühlte er sich plötzlich ganz verwandelt und wie in eine andre Welt entrückt. Eben hatte er noch mit Bedauern gedacht: Das Leben geht dahin, du wirst gleich tot sein, da sieht er in einem lichten Raum, der sich ungeheuer weit aufthut, alle Menschen vor sich, die er jemals gekannt hatte, und zwar fast genau so, wie sie in sein Leben eingetreten waren oder es gestreift hatten; alle tun das, was er sie einmal hatte tun sehen, Ehepaare und Kinder stehen nebeneinander, der Lehrer unterrichtet, der Geistliche segnet ein, und unser Halbtoter sieht sich selbst in der Kirche und in der Schule. Es fehlt auch nicht an bekannten Landschaften, Häusern, Tieren. Gäste sieht er im

Wirtshaus Most trinken. Alles schaut ihn so freundlich, so glücklich an, er hat das Gefühl, als winkten sie ihn mit den freundlichen Augen zu sich hin, und den Tod hat er vergessen, wollte nur noch gern sein, wo es so hell und schön, und wo alles Vergangne und Vergänglichke so gegenwärtig und so frisch war. Er beschrieb die Schärfe und die Deutlichkeit dieser unzähligen Bilder in Linien und Farben als etwas ganz außerordentliches. Als er sich aber ergriffen, getragen und aufgeweckt fühlte, ohne sich doch dem Schlummer ganz entreißen zu können, schmerzte es ihn, daß das Tor in die Ewigkeit zuing, durch das er diesen schönen Blick gewonnen hatte. Nur eine Erinnerung aus der Wirklichkeit habe er später damit vergleichen mögen, nämlich den Blick in die hellerleuchteten Weihnachtsstuben mit dem brennenden Christbaum in seiner Kindheit.

Es wurde an diesem Abend noch von manchen Todesarten gesprochen, auch von weniger milden. Der Lazarettgehilfe, der still, vielleicht bei manchen Erzählungen zweifelnd, zugehört hatte, schilderte das ächzende, heisere Gepfeife der Luft, die durch durchbohrte Zungenflügel zieht, für das Leben verwüstend wie ein Sturm, an dessen Stimme dieser unheimliche Laut erinnert, und erzählte, wie ein Hauptmann in der Tobsucht gestorben sei, weil man ihm den Spiegel verweigert habe, in dem er sein blatternzeretztes Gesicht betrachten wollte. Der Theologe aber, sein freiwilliger Gehilfe, kam noch einmal auf Erlebnisse zurück, die beweisen, daß die Nähe des Todes gewaltige und plötzliche Veränderungen in einer Seele hervorbringt, die den Tod kommen sieht. Es ist, sagte er, wie ein plötzliches Losgerissenwerden oder Hinabgerissenwerden mit den Wellen und in den Wellen, ehe sie in die Tiefe geht. Geistesranke, die seit Jahren die Gegenwart nicht erkannt und das Vergangne vollständig vergessen hatten, erwachen einen Tag, zwei Tage vor ihrem Tode zum vollen Bewußtsein, bedauern Fehler, die sie im Zustande der Krankheit begangen haben, beklagen die verlorenen Jahre, bereiten sich in voller Geistesklarheit auf den Tod vor. Man hat solche Leute sagen hören: Ich werde gesund, und mich zum Sterben vorzubereiten. Geistliche haben Beichten von einer wunderbar klaren Erinnerung und einer tiefen Selbsterkenntnis von Sterbenden empfangen, die vorher nicht imstande gewesen waren, eine Gedankenkette zu flechten. Die Fiebernden, die tagelang, vielleicht wochenlang phantasiert hatten, in vielen Fällen laut und störend, ja gewalttätig, sah man vor ihrem letzten Augenblick zu sich kommen und bei klarem Bewußtsein ruhig sterben. Wo bin ich denn bisher gewesen? Welche dunkeln Wolken umdräuten mich, aus denen ich keinen Ausweg fand? Nun ist es auf einmal hell, und dieses Licht ist so mild, so wohlthuend, flüstert wohl einer von ihnen, und ein paar Augenblicke darauf geht er friedlich aus dem Leben. Mit den Verwundeten ist es ja anders, bei ihnen, wenn sie draußen auf dem Feld liegen und sich nicht regen und nicht rufen können, geht das Leben langsam in einen Traum über, dem nicht selten der lange Schlaf bald folgt. Wenn sie aber wieder erwachen und ihre Gedanken erzählen, wundert man sich, auf was für Ideen der Mensch nicht kommt, der mit dem Blut sein Leben so langsam hinströmen fühlt, und seine Glieder sind wie gelähmt, er kann den Strom nicht stillen. Halb mag er es nicht, denn es wird immer dümmriger, traumhafter um ihn her, und diesen Zustand will er festhalten. So lange sein Bewußtsein noch klar ist, schließt er den Mund, atmet so leise wie möglich, bemüht sich, nichts zu denken, damit nicht der Körper an Kraft verliere. Es gelingt ihm vielleicht, die Gedanken von den fernem Dingen abzuwenden; in der Ferne mag es wohl manches geben, woran er nun gerade nicht denken will. Aber nun berührt vielleicht Blut seine Lippen, und an dessen laue Süßigkeit knüpft sich sofort eine Reihe sonderbarer Gedanken. Wie ist mir aufgefallen, daß das Blut so süß ist. Wie fade schmeckt der Lebenssaft. Das ist gar kein Lebenssaft, das Leben ist ebenso wenig darin, wie es in dem Öl ist, ohne daß die Maschine stille steht. Das Leben steht der Beurteilung durch unsre Sinne zu hoch, und nun erst durch den Geschmacksinn. Da verliert sich der Ge-

dankefaden. Eine rote Welle verschlingt ihn, und auf diese folgt eine zweite rote Welle; schön spiegelt sich die Sonne in dem Purpurglanz der feuchten Wölbungen. Schade nur, daß der Schaum dieser Brandung an Blutschaum erinnert. Ist nun das nicht wie eine Uhr? Wie Welle die Welle treibt, treibt Stunde die Stunde, und sie wandeln an mir hin und hinab; und das ist mein Leben.

Zwei Dinge, die dem Tode folgen, sollten nicht sein, begann der Lazarettgehilfe wieder, der Starrkrampf und die gebrochenen Augen, sie sind der Schrecken der Schlachtfelder. Ist es nicht wie ein graufames Spiel der Natur mit dem Menschen, daß sie ihn bei gewissen Verwundungen so hinbannt, wie er gerade sich bewegte, als ihn die Kugel traf. Wer einen Schuß in einen bestimmten Teil des Gehirns bekommt, bleibt halbsteifend oder knieend, mit erhobenem Arm, die noch den Säbel oder das Gewehr hält: das graufige Gegenteil des Todeschlafs, von dem ihr spricht. Und was die Augen angeht, so suchst du in dem friedlichsten Gesicht, das vielleicht freundlicher lächelt als jemals im Leben, manchmal sogar spöttisch oder verschmüht zu lächeln scheint, vergebens das Licht und die Sprache der Augen; du findest nur zwei trübe blaugraue Bälle, in denen keine Seele mehr wohnt, in die kein Lichtstrahl mehr eingeht. Dieses Stieren ins Weite, so stumpf, so zwecklos, hat etwas unfählich trauriges. Es ist so recht das Siegel des Todes. Tu jedem Gestorbenen den Gefallen und drücke ihm die Augen zu, dann erst kehrt der Schlaf ganz bei ihm ein, schloß der Theolog.

Wir sind jetzt beim Ende angekommen, das ist unzweifelhaft das Grab. Fast jeder Soldat findet sein Grab, wenn auch nicht jeder eins für sich. Soldaten passen nicht in stille, tatenlose Gräber, wo Leiche neben Leiche liegt, jede in ihrer besondern Grube, und keine etwas von der andern weiß; so wie sie im Gefecht und auf dem Marsche eine Masse bilden, mögen sie auch in einem Massengrab ruhn, auf die Gefahr hin, daß es am jüngsten Tag einige Verwechslung mit den Knochen gibt. Das abgebrochne Keil, das weggeworfne feindliche Fäschinmesser oder Bajonett, von einem Kameraden, der mitgeschaukelt hat, darauf gesteckt, sind die passenden Denkmäler für solche Gräber. Keine Umstände, kein Aufhebens! Freund und Feind, die beide ihre Pflicht erfüllt haben, indem sie ihr Leben ließen, mögen beieinander ruhn. Für die Eltern ist es schmerzlich, nicht am Grabe ihres Sohnes beten zu können, dafür werden künftige Geschlechter den Hügel ragen sehen, unter dem der Staub von Helden modert, und ein weitästiger Baum wird darüber rauschen und raunen.



Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)



So war der Tag vor Johannis herangekommen. Ich hatte im Stadtteilhause die Rückkehr des Aufsehers von dem Landfize des Polizeimeisters erwartet und ging träge und mißvergnügt nach Hause zum Essen. Ich war körperlich und geistig müde. Die angestrengte Tätigkeit, die Ungemütlichkeit, die in mein Verhältnis zu Mascha getreten war, die Schlaflosigkeit, die sich insolgedessen eingestellt hatte — alles das zusammen wirkte auf mich ein und raubte mir die frühere Frische. Dazu war es seit einer Woche drückend heiß. Schwüler, sengender Südwind wehte ununterbrochen und wurde mit jedem Tage stärker. Widerwillig genoß ich einige Bissen und kämpfte dann mit mir, ob ich zu Mascha gehn solle oder nicht. Ich würde sie doch schwerlich zuhause finden, dachte ich. Und wenn sie zuhause war? Die nichts sagenden Gesichter der Offiziere, ihre zum Ekel einförmigen und sich